

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 223 (1950)

Artikel: Am Leben gereift
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Leben gereift

Erzählung von Otto Zinniker

Das Krankenhaus stand hoch und frei auf einer vom rauhen Nordwind abgekehrten Hangstufe des Jura. Drunten breitete sich die Stadt. Sie lag auf dem Schnittpunkt zweier Sprachen und Kulturen, die voneinander empfangen, einander anregten und ergänzten. Deutsch und Welsh reichten sich hier die Hand. Es war eine lebensfrohe, aufgeschlossene Stadt. Man gab den Franken leicht wieder aus und gönnte sich nach sechs Arbeitstagen einen vergnügten Sonntag. Was in den Mauern des Ortes lebte und guten Willens war, wurde von einem Gefühl der Verbundenheit ergriffen, das zwar die Unterschiede der Sprache, des religiösen und politischen Empfindens nicht auswischte, sie jedoch dem Gemeinschaftsgedanken einordnete und ihm dienstbar machte.

Schwester Lea war ein Kind dieser Stadt. Wenn sie gefragt worden wäre, ob sie ihr Leben nicht tauschen wollte mit demjenigen einer Gattin und Mutter, so würde sie lächelnd den Kopf geschüttelt und die Bemerkung daran gehängt haben, daß sie dann ihre irdische Sendung wohl nie wahrgenommen hätte. Lea Walker gehörte zu jenen Menschen, die zu besonderen Leistungen berufen sind, aber diese Berufung erst durch einen Fingerzeig des Schicksals erkennen. Sie mußte Kummer und Erniedrigung erfahren, um innerlich aufzuerstehen und Kräfte zu wohlthätigem Werke zu finden.

Es war ein Erlebnis der Liebe, der verschmähten, mit Füßen getretenen Liebe, das die große Wandlung in ihr vollbrachte. In späteren Jahren sprach sie mit keiner Silbe mehr davon, und wenn wie aus quälendem Traum die Erinnerung aufsteigen wollte, schob sie das Gewesene mit leiser Gebärde in die Stille des Vergessens. Nur die Möglichkeit einer Begegnung mit Rolf Gräflin warf noch eine gewisse Unruhe über sie.

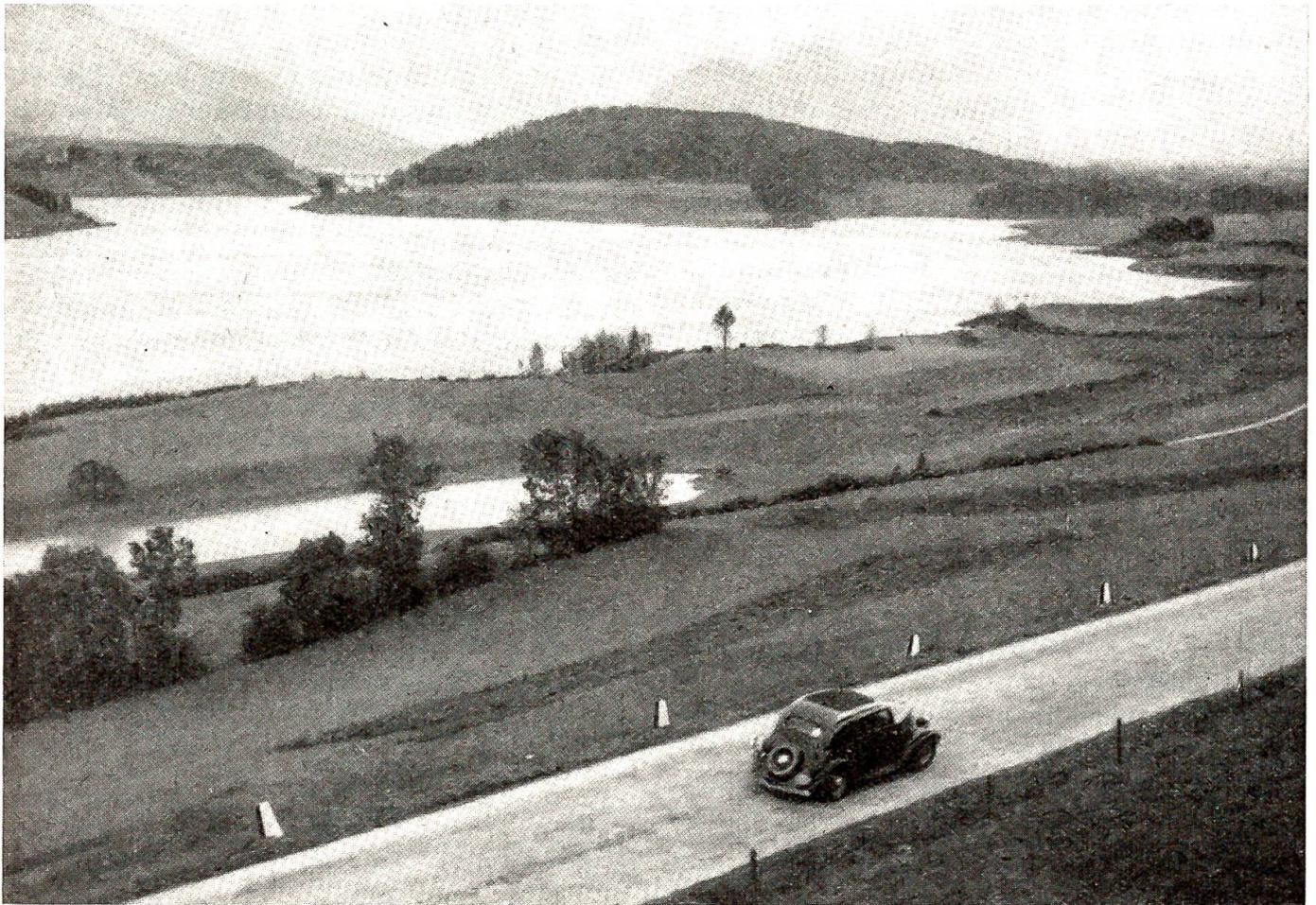
Denn mit Rolf Gräflin, dem Sohn des begüterten Bauunternehmers, war Lea Walker verlobt gewesen. Die flotte äußere Erscheinung des jungen Pontonieroffiziers, dessen weltmännische Umgangsformen das übrige bewirkten, um die heiratsfähigen Töchter der Stadt zu bezaubern und zu bestricken, hatte es auch Lea angetan.

Wie die zahllosen Konkurrentinnen, die ihr den Rang streitig zu machen versuchten, war sie mit Blindheit geschlagen für das gewichtlose Innere eines Burschen, der das Anhören einer Jazzkapelle und das Heldentum im Ballsaal zu den höchsten Genüssen des Daseins rechnete. Lea Walker trug über ihre Mitläuferinnen den Sieg davon. Aber es war ein Sieg, der im Umsehen zur bittersten Enttäuschung ihres Lebens wurde.

Als Prokuristin eines Handelshauses hatte sie sich das Geld zu einer prächtigen Aussteuer zusammengespart. Der Hochzeitstag rückte heran, und alles war zum Feste vorbereitet. Ein Frühlingstag von blauer Klarheit lachte durch die Fenster, als sich Lea in weiße Seide kleidete. Schön und hoheitsvoll sah sie aus, und das ahnungslose Leuchten ihrer Augen vermählte sich wunderbar mit dem im Raume ausgegossenen Lichte. Lea wartete. Mit immer unruhiger werdendem Herzen wartete sie eine halbe, eine ganze Stunde. Statt des Wagens des Bräutigams fuhr auf dem Rad ein Bote aus dem Hause Gräflin vor, der die unbegreifliche, niederschmetternde Nachricht überbrachte, Rolf sei seit gestern abend unauffindbar verschwunden.

Niemand wußte etwas Genaues. Man war auf Ahnungen und Vermutungen angewiesen. Doch schon am Tage darauf ging die glaubhafte Kunde durch die Stadt, der Hochzeiter Rolf Gräflin sei ins Ausland geflohen. Die Neiderinnen verwandelten sich mit einem Schlag in hämische Lächerinnen. Lea Walker verschloß sich der Welt wie eine Blume, die vom Frost berührt worden war. Es zog sich ein Riß durch ihre Seele, doch verbarg sie Schmerz und Zorn so gut sie konnte. Sie hatte den Traum ihres Lebens zu Grabe getragen.

Damals faßte sie den Entschluß, Krankenschwester zu werden. Ein neues Ziel stand plötzlich vor ihren Augen; ein Ziel, das sie den neugierigen Blicken in seltsame Ferne entrückte. Sie besuchte eine Pflegerinnenschule und vertauschte ihr Gewand mit der grauen Tracht. Sie wünschte und forderte nichts mehr von den Verlockungen der Erde. Als Lea das Elternhaus verließ, hatte sie das Empfinden, als schließe sich hinter ihr die Türe der Lebenden, als verpflichte sie sich einem Reich der Schatten, die in den langen Nächten um die Schmerzen der Bedürftigen schlichen.



Nach einem Beschluß des Großen Rates des Kantons Freiburg wurde der Stausee bei Rossens Grenerzer See (Lac de Gruyère) getauft. Im Vordergrund die Hauptstraße Freiburg-Bulle; im Hintergrund Hauteville, Corbière und ganz hinten Broc.

Photopreß-Bilderdienst Zürich

Langsam und lautlos verrannen die Jahre. Es waren Jahre wie ein träge ziehender Strom ohne Wellen und Strudel, Jahre von mühsam gleitender Schwere ohne Anfang und Ende. Vor den Fenstern des Krankenhauses grünte das Land. Drunten, am Fuße des Berges, lag die Stadt. Schwester Lea sah wie aus der Vogelschau in das Geäder der Straßen und Gassen, durch das der Strom des Lebens pulsierte. An föhnlaren Tagen öffnete sich ihr der Blick über den See und das wellige Hügelland bis zu den Alpen hin. Sie besaß keinen Anteil an diesen Dingen, die sie mit bitterer Entschlossenheit hinter sich gelassen hatte.

Wohl stieg als ungestillter Hunger zuweilen die Sehnsucht nach dem Verlorenen in ihr auf, aber es war eine Sehnsucht, die im Karbol- und Äthergeruch des Spitals den Atem enger zog.

Krankheiten und Unglücksfälle warfen in ununterbrochener Mahd die Opfer unter Schwester Leas Hände. An allen verrichtete sie mit sorgender Hingabe ihre Pflicht. Sie fühlte sich bestätigt und wie vom Ewigen her angerufen, wenn sie einem Fiebernden die Hand auf die heiße Stirn legte oder einem Sterbenden die Augen zum letzten Schlafe schloß. Und je mehr das einstige Erlebnis der Liebe zu einem Häuflein Asche versank, um so

tiefer erfüllte sie der Dienst an den Leidenden mit innerem Frieden. Schwester Lea trank Beglückung aus einer Quelle, zu der sie sich andächtig niederbeugte. In der Erkenntnis, daß Freude für Kranke dasselbe bedeutet was die Sonne für Baum und Blume, stellte sie den Frohmut in den Mittelpunkt ihres Wohltuns. Mit unendlicher Geduld brachte sie es zustande, selbst den ärgsten Kopfhängern ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern. Außerlich arm und durch eine Enttäuschung Krankenschwester geworden, war sie eine Auserwählte ihres Berufes.

*

Schwester Lea hatte vor einer Stunde die Nachtwache angetreten. Durchs offene Fenster des Schwesternzimmers strömte der würzige, warme Duft gefällter Halme; denn an den Hängen des Jura war der Heuet im Gange. Während am Himmel langsam die Sternbilder heraufzogen, schnitten die Mähder die letzte Zelge. Sonderbar berührte es Leas Seele, daß draußen das Leben jauchzte und sang, derweil im Dunkel des Krankenhauses geschwächte Wesen einem ungewissen neuen Tag entgegenzitterten. Lange sann sie über das Rätsel nach; doch aus der Weite raunte es ihr tröstlich zu, daß es ihr Geseh und ihre Menschentat sei, Leiden und Sterben in die- nender Liebe zu mildern.

Kurz vor Mitternacht hielt ein Wagen des städtischen Sanitätsdienstes vor dem Spital. Zwei Männer in Uniform hoben mit geübten Griffen einen Verunglückten heraus und lieferten ihn in die chirurgische Abteilung ein. Es war Rolf Gräflin, der, wie die Polizisten berichteten, bei einer Straßengabelung außerhalb der Stadt mit seinem Auto gegen eine Mauer gerannt und in bedenklichem Zustand, bewußtlos und blutüberströmt, aufgefunden worden sei. Die Ursache und der genauere Hergang des Unglückes bedürften noch der Abklärung, doch wiesen verschiedene Zeichen auf Trunkenheit des Autolenkers hin.

Der sofort wachgerufene Chefarzt unterzog Rolf Gräflin einer mehr als zweistündigen Operation. Schwester Lea gegenüber machte er ein ernstes Gesicht: Schädelbruch, Lungenriß und andere innere Verletzungen.

„Ist etwas zu hoffen?“ fragte sie.

„Ich glaube nicht, daß er den Morgen erleben wird.“

Schwester Lea pflegte ihn. Er lag reglos, mit geschlossenen Augen. Wie ein Windhauch, der leis und in unregelmäßigen Rhythmen über die Baumwipfel streicht, kam und ging sein Atem. Raum wahrnehmbar hob und senkte sich die weiße, leichte Decke auf seiner Brust. Unter dem turbanartigen Kopfverband standen die blassen Züge des blutleeren Gesichtes. Es war ein Gesicht wie aus Stein, mit einem Schweigen wie aus einer andern Welt.

Nach einer Woche erwachte Rolf Gräflin ins Bewußtsein zurück. Zögernd hoben sich die Lider und legten ein dämmerndes Erstaunen bloß. Dann öffneten sich auch die verdorrten Lippen zur geflüsterten Frage:

„Wo bin ich?“

„Nicht sprechen“, beugte sich Schwester Lea über sein Lager.

Aber der Patient gab sich damit nicht zufrieden. Als begegneten seine Augen zum erstenmal einem menschlichen Wesen, hafteten sie an der fremden Gestalt.

„Wer sind Sie denn?“

„Sie werden es später erfahren. Jetzt müssen Sie still bleiben, ganz still“, ermahnte ihn Schwester Lea.

Von der ungewohnten Anstrengung ermüdet, sank Gräflin bald wieder in Schlaf.

„Es ist noch nicht alles gewonnen“, bemerkte der Chefarzt, der kurz darauf ins Zimmer trat, nach einem prüfenden Blick auf die Fiebertabelle.

Tag für Tag und Nacht für Nacht lag Rolf Gräflin zwischen Leben und Tod. Alles um ihn war dunkel. In seinem benommenen Kopfe brannte Feuer. Bei jeder noch so leisen Bewegung wühlten ihm spitze Dolche in der Brust; selbst das Atemholen schmerzte ihn so, daß er jedesmal hätte aufschreien mögen. Die Einsamkeit, die immer qualvoller und tiefer wurde, umgab ihn mitleidlos wie eine finstere Nacht. Von dem, was geschehen war, wußte er nichts, nicht eine Spur. Er hing irgendwo im Leeren zwischen Himmel und Erde. Sein Gedächtnis war entzweigesehnt; die beiden Teile trieben wie lose Blätter im Strom auseinander, und immer wieder glitt das Dunkel

darüber. Die Hände hingen so kraftlos und schwer an den Gelenken, als ob sie nicht die seinen wären. Zähflüssig wie Harz schlichen die Wochen dahin, endlose Wochen, in denen Gräflin von seinen gefährlichen Verletzungen langsam, doch stetig genas. Das flackernde Flämmchen, das nahe am Erlöschen gewesen, wurde zum ruhiger glimmenden Lichte.

Sobald für sein Leben nicht mehr gefürchtet werden mußte, enthüllte ihm Schwester Lea, was sich Ungutes mit ihm zugetragen hatte. Gräflin saß zum erstenmal aufrecht im Bette und hörte eine Weile mit Spannung zu. Doch plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht.

„Hören Sie auf!“ rief er, verhielt sich vor der furchtbaren Offenbarung die Ohren und fiel hilflos in die Kissen zurück. Sooft Schwester

Lea später über die Schwelle trat, drehte er sich ächzend zur Seite, um sie nicht sehen zu müssen. Ihre beruhigenden, gütigen Worte prallten an eine Mauer, die Gräflin als Schutz um sich aufrichtete.

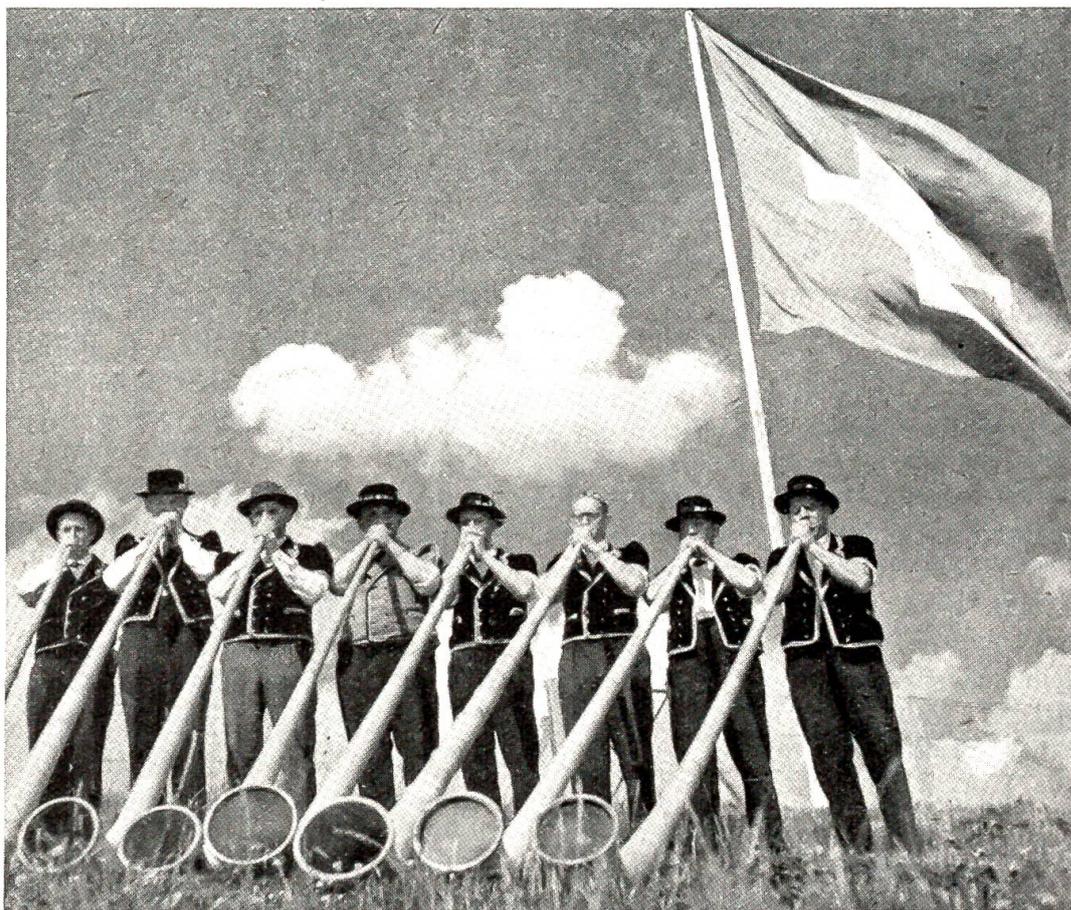
So verstrichen weitere Tage, unsäglich lange Tage für einen Menschen, der noch keine Stunde krank gelegen und des Glaubens gewesen war, die Erde drehe sich samt dem Mond um ihn als den festen Mittelpunkt der Welt. Der Gedanke an die Verspieltheit seines Lebens würgte ihm die Kehle. Um seiner zornigen Ohnmacht Luft zu machen, ging er jetzt dazu über, Schwester Lea, die er in seinem Däm-

merzustand noch immer nicht erkannt hatte, bissige Bemerkungen an den Kopf zu werfen und ihr, um sie zu necken und in Harnisch zu jagen, ohne jede Not zu läuten. Aber ihre Nachsicht und Fürsorge blieben unverändert, so daß seine Qualsucht von selbst erlahmte und zusammenbrach. Ihr Wesen war die reine Geduld, und ihre Stimme hatte etwas Aufrichtendes, Festes, das ihn entwaffnete.

Eines Nachts, als sie auf dem Rundgang leise wie ein Engel in Gräflins Zimmer erschien, flüsterte er aus dünnem Schummer:

„Sie sind gut zu mir, Schwester, so gut.“

„Mit allen, die hier Genesung suchen“, sagte sie ablenkend und wollte entfliehen. Aber der Kranke, der ihr Handgelenk ertastet hatte, hielt sie zurück und bat sie, noch ein wenig zu verweilen



Alphornbläser am eidgenössischen Jodlerfest 1949 in Bern

Photo Walter Rydegger, Bern

und ihm, sofern er damit nicht zu viel verlange, seine üblen Launen zu verzeihen. Er wartete lächelnd auf ihre milde Antwort. Es war sein erstes kleines Lächeln im Spital, ein Lächeln, das von innen her seinen Glanz empfing. Es traf Schwester Lea wie der Ruf von Gottes Thron. Vor den groß aufgeschlagenen Augen, die auf einmal sehend und ganz wach geworden waren, suchte sie ihr Antlitz zu verbergen. Und wieder sprach er, noch eindringlicher, noch flehender:

„Mir ist, als hätte ich diese Hand schon früher in der meinen gehalten; mir ist, als müßte ich Sie kennen.“

„Rolf“, antwortete sie sanft und bestätigend, löste sacht den Druck seiner Finger und entschwand.

Gräflins Lächeln erlosch wie ein Streifchen Sonnenlicht, über das der Nebel fällt. Nur ein schwacher Schimmer blieb davon zurück, ein Nachbild der nächtlichen Erscheinung. Und außer der Erinnerung an wehmütig Vergangenes stand nichts im trüben Raum seines Lebens.

„Ich wußte es“, lispelte er ermattet an der Schwelle des Schlafes. „Ich wußte, daß es so kommen würde.“

Von da an war Rolf Gräflin vollständig verwandelt. Mochten ihn die vernarbenden Wunden noch so sehr brennen, mannhaft erstickte er Schmerz und Widerpruchsgeist. Manche Stunde sann er über das Unbegreifliche, über das Wirklichkeit gewordene Wunder nach, daß ein Mensch, der bitterste Niedertracht erlitten, an seinem Peiniger die Werke der Barmherzigkeit übte. Er trank diese Gnade, die ihm statt der Ablehnung und Vergeltung zustrahlte wie die Sonne vom Himmel, als holde Seligkeit an der Wende seines Weges.

Als die Schwester am nächsten Morgen, unbefangen und zum Dienste beflissen, wie sonst an sein Lager trat, um ihm den Verband zu wechseln, streckte er ihr den Arm entgegen und fragte mit einer Stimme, die ihr einst schön und vertraut ins Ohr geklungen hatte:

„Lea, kannst du vergessen, wie böse und häßlich ich an dir gehandelt habe?“

„Ja“, sagte sie ruhig, „ich denke nicht mehr daran.“

Es war, als höbe sie ihn mit diesen Worten, die ihm jeden Zweifel in der Seele erstickten,

über das Dunkle seines Schicksals hinaus. Dankbar wollte er, halb aufgerichtet, ihr übernächtiges, leise angewelltes Gesicht zwischen seine Hände nehmen. Doch sie wich zur Seite und beschwor ihn, sie nicht wieder anzurühren, weil auch dies zum Überwundenen und Vergessenen gehöre, für heute und für immer. Er verkroch sich befremdet in seinen Schmollwinkel. Aber am Tage darauf bat er ihr seine Unüberlegtheit entschieden ab. Und Schwester Lea nickte ihm Verzeihung zu.

Schon wollte sie sich zum Gehen wenden, als sie sich dessen erinnerte, was ihr der Chefarzt vor einer Viertelstunde unter vier Augen mitgeteilt hatte. Im Hinblick auf gewisse Ereignisse, in die er nicht eingeweiht zu werden begehre, sähen es Gräflins Eltern ungern und befürchteten seelische Erschütterungen des Patienten, wenn dieser noch länger der Obhut Schwester Leas anheimgegeben bleibe. Er, der Arzt, teile solche Angstlichkeit nicht. Denn wohin müßte es führen, wenn die Spitalverwaltung sämtlichen Sonderwünschen besorgter Väter und Mütter Rechnung tragen wollte? Zum heillosen Chaos. Die Regelung des Falles Gräflin sei vertrauensvoll der Krankenschwester überlassen.

Sie beschäftigte sich nachdenklich mit der Aufräumung des Waschtisches und erneuerte das Wasser in der Blumenvase. Unterdessen reifte ihr Entschluß, sich mit Rolf über die heikle Angelegenheit ins Benehmen zu setzen. Ohne Umschweife ging sie auf den Kern der Sache los:

„Es würde deinen Eltern ein Stein vom Herzen genommen, wenn die Pflege ihres Sohnes in andere Hände gelegt würde. Sie meinen, vielleicht nicht zu Unrecht, daß dir weitere Aufregungen erspart werden sollten.“

„Niemals, niemals darf das geschehen! Hörst du?“ fuhr Rolf erschrocken auf. „Eher springe ich aus dem Bett und reiße mir den Verband vom Schädel, als daß ich in diesen Unsinn einwillige. Wo sind meine Kleider? Her damit!“

„Beruhige dich, Rolf. Du liegst im Spital, du bist operiert worden. Die kleinste unvorsichtige Bewegung könnte deine Leidenszeit um Wochen verlängern. Spürst du denn nicht, daß dein Leben bloß an einem Faden hängt?“ sprach die Schwester auf den Gereizten ein.

„Dummes Gerede. Fort will ich!“



Am eidgenössischen Jodlerfest 1949 in Bern
wirkte der letzte Postillon vom Kurs Rüeggisberg-Hinterfultigen am Umzug mit.

Photo Paul Pulfer, Bern

„Ich werde den Wärter rufen“, drohte die Schwester.

„Dann versprich mir wenigstens, daß du dich nicht von mir zurückziehen wirst, selbst wenn sie es mit Gewalt erzwingen wollten“, bettelte er.

Schwester Lea versprach es, worauf Rolf Gräflin besänftigt schwieg. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe. Der Chefarzt stand mitten im Zimmer und tauschte mit der Schwester einen fragenden Blick. Dann prüfte er behutsam den Verband des Patienten.

„So ist es recht“, lobte er. „Aber jetzt schön still liegen und Haltung bewahren; Sie sind noch nicht gänzlich über den Berg.“

„Schon gut“, murmelte Gräflin eingeschüch- tert, mit geschlossenen Augen.

*

Die Heilung nahm ihren normalen Verlauf. Gegen das Ende seiner Spitalzeit, als aus den sternkühlen Augustnächten schon die ersten hilden Herbsttage geboren wurden, fiel Rolf Gräflin nochmals in Unruhe und Düsterteit. Es war ihm plötzlich zumute wie einem Menschen, der einen Grat erklimmen hat und vor dem Abstieg in jenseitige, unübersichtliche Talgründe zagt und zögert. Er stand vor dem Neubeginn seines Lebens, vor Verzicht und Besinnung, vor Verantwortung und Tat. Er fühlte sich von außerhalb des Krankenhauses angerufen, aber die Formen und Maße, die fordernd am Wegrank warteten, verschwammen immer wieder in ungewissem Dämmerlicht.

Seit jener Schreckensnacht zählte Rolf Gräflin auf keine Freunde mehr. Dahin waren alle lustigen Gesellen, dahin waren Spiel und Kneipendunst; das Erwachen in der Krankenhaushausluft

hatte sie wie Pest und Ungeziefer weggewischt. Allein, aus eigenem Willen mußte er sich in den klarblauen Tag erheben. Ob er Kraft genug besaß, die Bewährung zu bestehen? Ob er seine begehrliehen Sinne und sein leicht erhitzbares Blut zu bezähmen vermochte? Zweifel kamen ihn an. Dunkle Stunden, Stunden voll Scham und Reue schlichen durch den Raum. Doch mit lenkender Hand führte ihn Schwester Lea, deren Liebe er verschmäht hatte, über die Schwelle, die zwischen Künftigem und Gewesenem lag. Sie war ihm Stütze und Stab, ein Schemel seinem Fuß, eine treue Trägerin seiner Last. Und während der ganzen Zeit, während Wochen und Monaten, bangte sie vor dem Wort, das unausgesprochen auf seiner Lippe schwebte, vor dem Wort, das in ihre Seele fallen würde wie ein Stein in das beschwichtigte Wasser eines Weihers. Sie wußte, daß es sich von seiner Zunge lösen mußte wie ein Tropfen vom Blatt, der die richtige Schwere und Ründe erhält. Neue Opfer und neuer Kampf standen ihr bevor.

Obwohl im Dienst des Krankenhauses um eine Spur älter geworden, war Schwester Lea immer noch von anmutiger, gewinnender Gestalt. Die Reife ihres Wesens sammelte sich in den Augen zu einem stillen Glanze; und die zart gegliederten Finger, die den Schwachen die Schale reichten und den Gestorbenen die Lider schlossen, deuteten auf Milde und Frauenwürde. Jedesmal, wenn ihre Blicke auf Gräflins Antlitz geruht hatten, war ihm, als könne er ihr warmes Leuchten nicht mehr missen. Und immer inniger spürte er, daß ihm unter diesem Lichte alles Gute aufgehen und gelingen würde.

Auf vielen Umwegen, suchend und tastend wie ein Blinder, betrieb Rolf Gräflin die Werbung um Schwester Lea. Bis zurück zur einstigen Verlobung holte er aus und gestand ihr, weshalb er sie so schmählich im Stiche gelassen. Am Vorabend der festlich vorbereiteten Vermählung sei er mit einem Rattenschwanz von Kumpanen von Wirtschaft zu Wirtschaft gependelt, um seine ledige Zeit im Wein zu ersäufen. Plötzlich sei auch weiblicher Zuzug dagewesen, und zwar nicht von der besten Sorte. Von diesem Augenblick an habe sich der Teufel erst recht zum Tafelmajor erhoben. Und so sei es gekommen, daß die Polternacht nicht

mit dem Abschied vom Junggesellentum, sondern mit dem Abschied von seiner Liebe, mit Böllerei und mit der Flucht ins Ausland geendet habe.

Schwester Lea hörte Gräflins Beichte gelassen und ohne Erregung an. Ihr Auge blieb klar und still, kein Schatten trübte ihr Gesicht. Es war ihr, als grinse eine Frage flüchtig aus fernem Traum.

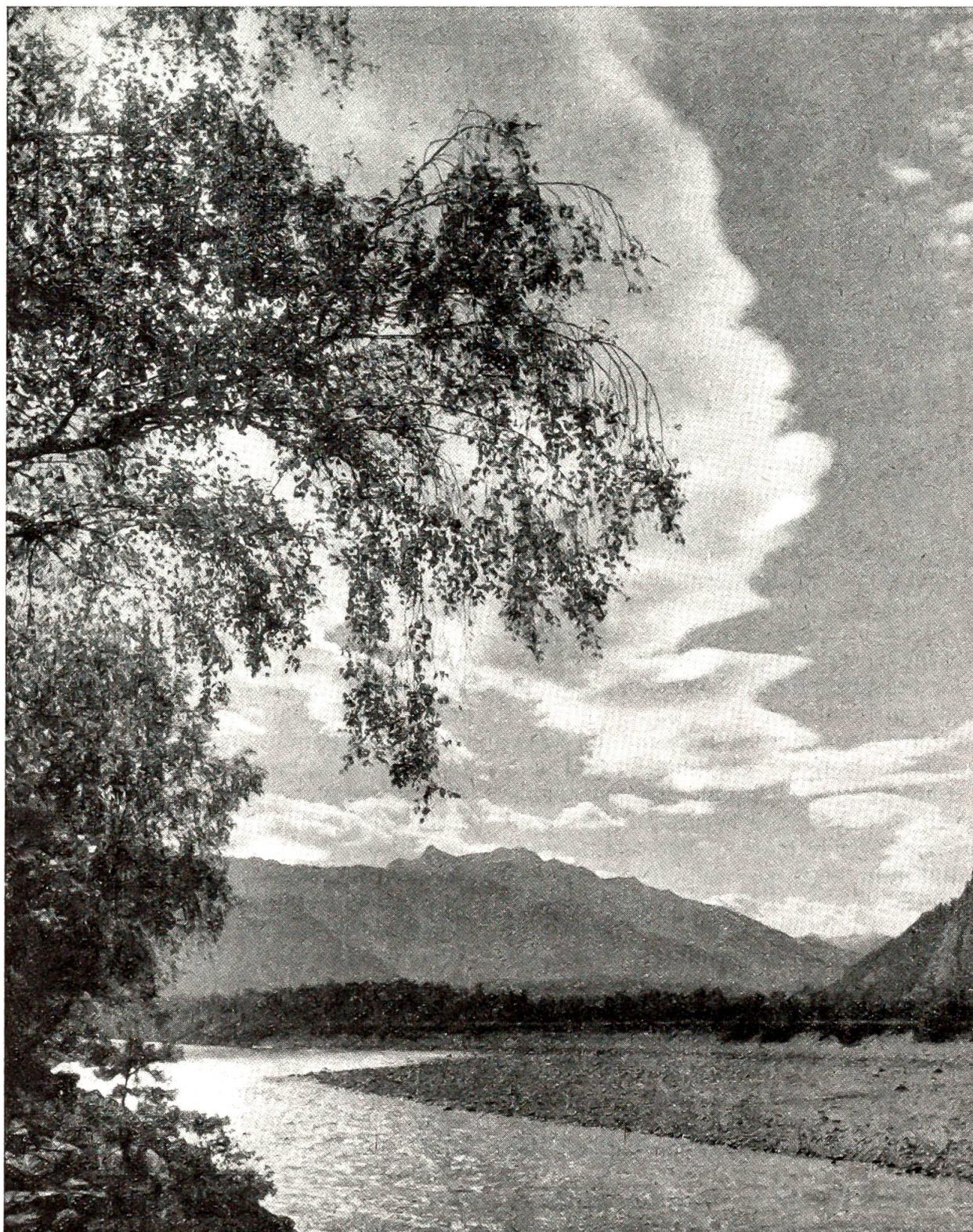
Ein anderes Mal klagte die schmerzliche Reue aus Gräflin:

„Als ich dich kennen lernte, hätte es mit dem Leichtsinne aus sein sollen. Denn später sind nie mehr so gute Zeiten gekommen. Ich reiste nach Paris und Rom und schlief in den Betten lockerer Frauen. Die Mutter schickte mir Geld, soviel ich brauchte; das sorgenlose Leben schwoll rings um mich, und auf allen Wellen fuhr ich munter mit. Aber bisweilen wurde ich müde davon. Der Ekel erfaßte mich, daß ich nicht stolzer war, als ganze Tage der Lust und dem Vergnügen nachzujagen. Ich kehrte in die Heimat zurück. Doch in der Stadt da drunten wehte noch der alte, unbeschwerte Atem. Kaum war ich angekommen, zogen mich die liederlichen Brüder wieder in ihren Kreis. Durchschwärmte Nächte, Spritzfahrten im Lancia, Katerplage am nächsten Tag und neuer Durst, der oft schon am Morgen gestillt werden wollte, lösten einander am laufenden Bande ab, bis ich im Rausch den Schädel einrannte. Jetzt serble ich im Krankenhaus und lasse mich pflegen von jenem Menschen, dessen heiligstes Empfinden ich zuschanden getreten habe. Welch grauenhaftes Erwachnen!“

Gräflin stöhnte. Er lag da wie ein Aschenhaufen, aus dem die Glut emporzulodern droht. Mühsam erzwungene Ergebung, Demütigung und zitternde Erwartung verwirrten sich in seinem Innern zum Knäuel. Schwester Lea sah ihn aus ihren hellen Augen an und sagte:

„Es ist sinnlos, so zu reden, Rolf. Merkst du denn nicht, daß alles seinen richtigen Weg gegangen ist und nichts hätte anders sein dürfen? Es ist wahr, du hast mir sehr weh getan; aber das ist vorbei und überwunden. Ich zürne dir, du magst es mir glauben, keinen Augenblick.“

„Ich glaube dir, daß es so ist“, nickte Gräflin. „Aber das tilgt meine Erbärmlichkeit nicht aus; im Gegenteil, ich fühle nur um so deutlicher, wie



Stimmung am Rhein bei Chur

Photo Otto Furter, Davos-Platz

windig ich gehandelt habe. Als du mich noch liebtest, da war das Leben schön und tröstlich.“

„Die Erkenntnis des Verlorenen wird dir die Zukunft erleuchten“, setzte sie ihm den Kopf zu-recht und verließ den Raum.

Da sprang ihm die Frage auf die Zunge, ob denn wirklich alles unwiderbringlich verloren sei. Aber er wagte es nicht, Schwester Lea zurück-zuhalten; denn er hegte vor ihr eine Achtung und ehrfürchtige Scheu, die er früher nicht empfunden hatte. Als er nachdenklich in den Kissen lag, er-griffen in Scham und Trauer; aber es erschien ihm doch möglich, im Innern gesund und heiter zu werden. Denn er war des leichten Wandels satt und wollte niemals mehr in Trunkenheit ver-sinken. Er spürte die Bereitschaft, die Tage zu nützen, solange die Sonne am Himmel leuchtete. Und er wollte nicht wankend werden, sondern es als günstiges Zeichen betrachten, wenn die Spießgesellen ob seiner Umkehr verächtlich mit dem Finger auf ihn wiesen. In aller Scham und Trauer spürte er die Entschlossenheit, ein besseres und würdigeres Dasein zu beginnen. Und wie ein fernes, silbrig aufragendes Gebirge stand Leas mit Füßen getretene Liebe vor seinen Augen. Sehnsucht brach in ihn ein und hob in seiner Seele wunderbarlich zu klingen an.

Am letzten Tage seines Aufenthaltes im Kran-kenhaus faßte Rolf Gräflin endlich Mut und fragte Schwester Lea, ob sie ihm nicht noch einmal Vertrauen schenken und ihr Leben an sein Leben binden möge. Zwar mute er ihr, wie er wohl wisse, Ungeheuerliches zu; doch sei er mit sich selber soweit ins Klare gekommen, daß er reinen Herzens dazu stehen könne. Erst in der Matragen-gruft sei er inne geworden, was er in böser und übel beratener Stunde vielleicht für immer von sich gestoßen habe. Ihre Antwort eile in keiner Weise; vielmehr solle sie die Entscheidung reiflich erwägen und ihm Bewährungsfrist auferlegen, soviel sie wolle.

Schwester Lea hörte ihn auch diesmal ohne Erregung an. Nach einem Weilchen antwortete sie gelassen:

„Weil dir die Frage schon seit Wochen aus den Augen zu lesen war, konnte ich sie in Ruhe be-denken. Bemühe dich, zu verstehen, was ich dir darauf zu sagen habe. Du weißt, daß weder Rache

noch Mißtrauen meinen Entschluß bestimmen. Ob-wohl ich den Glauben ans Gute nie verlieren werde, finde ich keine Möglichkeit, dir ein zweites Mal die Hand zu reichen. Denn ich werde aus-harren auf dem Posten, auf den mich das Schicksal hingestellt hat. Das Krankenhaus ist meine Welt. Hier genieße ich still und dankbar das Glück, arme, niedergeworfene Menschen am Dasein hängen und den Tod überwinden zu sehen. In den Zügen der von schwerer Krankheit Geprüften offenbart sich mir die Geduld und in den Blicken der Ge-nesenden die sieghafte Lebenslust. Zu helfen, ohne an sein eigenes Wohl zu denken, zu trösten und aufzurichten, ohne bei jedem dritten Wort fromme Sprüche abzuleiern, das ist das Schöne unseres Berufes. Die selbstlose Liebe zu den Kranken, der es nicht einfällt, nach Anerkennung zu schielen, sie ist uns Erfüllung und Ziel. Viele kommen zu uns, die mich nötiger haben als du, der du an Leib und Seele geheilt und zum Manne geprägt worden bist. Um der Bedürftigen willen, die kummervoll die Hände nach mir ausstrecken, mußt du verzichten.“

Ob schon Rolf Gräflin diese Antwort erwartete haben mochte, bat er Schwester Lea, sich seine Bitte nochmals zu überlegen. Er beschwor sie, statt ihn zurückzuweisen, Seite an Seite mit ihm in den neuen Tag hineinzuschreiten und ihm Gelegenheit zu bieten, gutzumachen, was er ihr als irregeleiteter Bursche Schmählisches zugefügt habe. Doch Schwester Lea wehrte ab:

„Ein Wort ist ein Wort. Es ist nicht kränkende Vergeltung, sondern feierlich eingegangene Pflicht, die mir so und nicht anders zu entscheiden befiehlt. Wie schmerzlich es dich auch treffen mag, ich kann meinem Weg nicht untreu werden.“

„Dann werde ich halt weiter durch den Sumpf stampfen müssen“, grollte Gräflin weh-leidig.

„Das wirst du nicht wieder tun. Mit deiner Drohung, dem Törichten und Schlechten ver-haftet zu bleiben, straffst du deine bessere Einsicht Lüge. Denn das spürst du so gut wie ich, daß die schlimme Zeit für immer überwunden ist.“ Bei diesen Worten strich ihm Schwester Lea mit der Hand über die Stirn, wie eine Mutter, die ihrem geprüften Sohn von der Gnade erzählt.

*



Raba in Thun Juni—September 1949. Blick zum Haupteingang der Ausstellung

Am nächsten Morgen rüstete sich Rolf Gräflin zum Aufbruch. Schwester Lea brachte ihm frische Wäsche und Kleider und half ihm beim Anziehen. Früher ging es ihm nie rasch genug, bis er gestiefelt und gespornt war; heute jedoch brauchte er eine Viertelstunde, bis er nur den Kragen eingeknüpft und die Krawatte gebunden hatte. Da ihm vor Ergriffenheit die Kehle zugeschnürt war, schied er wortlos, doch mit langem Händedruck von dem Menschen, der ihm noch einmal in banger Not seine aufopfernde Liebe erwiesen hatte. Draußen wartete das Auto des väterlichen Geschäftes; aber der Genesene, der aus eigener Kraft in die Stadt hinuntersteigen wollte, befahl dem Chauffeur, allein zurückzufahren.

Langsamem Schrittes ging er durch die Allee. Doch kaum hatte er das Krankenhaus hinter sich, da hingte sich ihm die ungewohnte Anstrengung

wie mit Zentnerlast an die Glieder. Müde zum Umsinken erreichte er gerade noch eine Ruhebank. Schwer atmend saß er da und schaute auf die Stadt hinunter. Dort winkte Freiheit, dort grüßte das Leben. Aber Rolf Gräflin merkte, daß es eine andere Freiheit und ein anderes Leben war. Denn das Krankenlager und der Schmerz um das Verlorene hatten ihm die Augen geöffnet für das, was er seiner eigenen Zukunft an Maß und gutem Beispiel schuldete.

Ein und Aus

„Lassen Sie diese Rose für mich sprechen, denn mir fehlt der Ausdruck für den Eindruck, den Sie auf mich machen.“ — „Leider auch die Einsicht, wie wenig Aussicht Sie bei mir haben.“